Raj Tischbierek (Hrsg.)

Schauspiel des Geistes

Marc Langs unglaublicher Rekord im Blindsimultanschach

LESEPROBE

Exzelsior Verlag

Wie funktioniert mein Gedächtnis?

… Dass ich über ein gutes Gedächtnis verfüge, macht aus mir noch keinen »Gedächtnisexperten«. Die Gedächtnisforschung, als Zweig der kognitiven Psychologie, könnte mich höchstens als Probanden verwenden, mich befragen oder psychologischen Tests unterziehen. Solange solche Untersuchungen nicht zu eintönig und zeitraubend wären, würde ich wohl zustimmen. Ob die Wissenschaftler dabei etwas Verwertbares, sprich Generalisierbares und auf andere Übertragbares, finden würden, wage ich allerdings nicht vorherzusagen.

Was ich beschreiben kann, ist mein subjektives Erleben, sofern es sich in Worte fassen lässt. Allzu viel Übung habe ich darin nicht, denn erst seit meinem deutschen Rekord an 23 Brettern und der Ankündigung, Najdorfs Weltrekord knacken zu wollen, werde ich verstärkt zur Funktionsweise meines Gedächtnisses befragt. »Können Sie sich auch sonst alles merken?«, fragen Journalisten; »Welche Mnemotechniken verwenden Sie?«, fragen die Gedächntisexperten. Oft erkundigt man sich auch nach meinem »fotografischen Gedächtnis«.

Auf *blindfoldchess.net* weist Eliot Hearst in einem Blogeintrag vom 19. Juni 2010 darauf hin, dass ich – anders als praktisch alle anderen Blindsimultan-Geber vor mir – nicht mit verbundenen Augen, mit dem Rücken zu meinen Kontrahenten oder in einem schallisolieren Zimmer spielen möchte. Ich bevorzuge es, meine Gegner auch sehen und gelegentlich mit ihnen plaudern zu können. Darum verwende ich Sichtblenden vor den Brettern, und wirke auf Beobachter weniger in mich gekehrt oder »hoch konzentriert«, als erwartet wird.

Zu sehen und zu hören, was abseits der Bretter im Saal vor sich geht, Gesichtsausdrücke, Gesprächsfetzen, die Geräusche der Zuschauer, Fotografen und sogar Filmteams: All diese »Störungen« stören mich nicht. Sie können mir im Gegenteil sogar helfen, mich zu erinnern.

Um das plausibel zu machen – denn für die meisten Menschen ist Konzentration eng mit Ruhe und Ungestörtheit verbunden – beschreibe ich, so gut es geht, den inneren Zustand, der mein Erleben während einer Blindvorstellung bestimmt. Während der ersten zehn Züge, wenn sich viele Partien noch stark gleichen, muss ich mich am stärksten konzentrieren. Diese Anfangsphase wird von Bindsimultan-Gebern einhellig als die schwierigste geschildert. In dem umfassenden historischen Beitrag, den Dr. Michael Negele für dieses Buch verfasst hat, kommt das an mehreren Stellen zum Ausdruck, etwa, wenn er den Weltmeister und früheren Rekordhalter Alexander Aljechin zitiert:

> *Die größten Anforderungen an das Gedächtnis stellt die Eröffnungsphase, denn solange die einzelnen Partien noch keinen bestimmten Charakter haben, findet das Erinnerungsvermögen nur geringe Anhaltspunkte.*

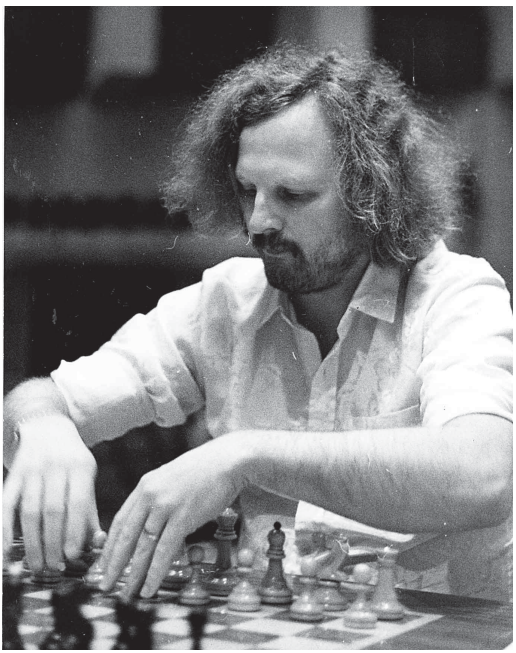
Während der Eröffnungsphase strenge ich mich noch an, um die einzelnen Züge in eine quasi-visuelle, innere Darstellung der Bretter zu übersetzen. Dabei orientiere ich mich am Zugverlauf, der mir jederzeit präsent ist. Über dieses »Zugverlaufsgedächtnis« weiß ich weiter nichts zu sagen, als dass es offenbar grundlegend ist für alles weitere. Ich nenne es darum der Einfachheit halber mein »Schachgedächtnis«. Es ist derselbe Teil meiner grauen Zellen, den ich auch sonst verwende, wenn ich über Schach nachdenke, Meisterpartien studiere oder mich auf mein nächstes Ligaspiel vorbereite.

Tony Miles stellte 1984 den deutschen Rekord auf, ohne jemals zuvor Blindsimultan gespielt zu haben. In einer Ausgabe der Zeitschrift *Chess* schrieb er (zitiert in *Blindfold Chess*, meine Übersetzung):

> *Ich sollte erwähnen, dass mein Gedächtnis im Grunde genommen höchst durchschnittlich ist – ziemlich gut bei Gesichtern und Telefonnummern, hoffnungslos bei Namen. Ich bin jedoch, auf die Gefahr hin, nur zu erklären, was ohnehin auf der Hand liegt, ziemlich geübt darin, mir Schachstellungen zu merken...*

Damit spricht Miles eben jenes Schachgedächtnis an, dass sich bei langjährigen Schachspielern herausbildet. Mittels dieses Schachgedächtnisses gelingt

es mir auch dann, eine bestimmte Situation während einer Partie zu rekonstruieren, wenn ich das Brett innerlich gerade nicht »sehen« kann. Die zweidimensionale Darstellung des Brettes ist dagegen notwendig, um blind zu spielen, sprich taktisch und strategisch über den nächsten Zug nachzudenken. Dafür reicht das Schachgedächtnis nicht aus, ebenso wenig, wie man Partien gewinnen kann, indem man sich alleine auf das Erkennen von Spielmustern stützt.



Tony Miles (1955 – 2001):
»... höchst durchschnittliches Gedächtnis«

Während eines Blindsimultans unterscheide ich die einzelnen Bretter nicht allein durch die Nummern, die ihnen zugeordnet sind, sondern auch durch den Spieler, der mir jeweils gegenübersitzt und über die Sichtblende blickt. Während ich mich konzentriere, um nichts zu vergessen, spüre ich, wie sich in meinem Kopf – zunächst nebulös, dann immer stabiler – eine Art »Gedächtnisraum« bildet, in dem sich die Bretter mit ihren jeweiligen Figurenkonstellationen befinden. Sobald sich dieser »Raum« gebildet hat, bleibt er bestehen, wodurch er sich von einer Vorstellung oder Visualisierung unterscheidet, die nur vorhanden ist, solange ich sie mir vorstelle, und gleichsam ständig Energie verbraucht. Dieser innere Raum ist auch keine bloße Erinnerung, seine Inhalte sind nicht statisch, sondern verändern sich mit dem Verlauf der Partien. Zugleich ist er kein Raum im Sinne eines dreidimensionalen Gebildes, in das ich »hineingehe«, um die Bretter zu betrachten. Auf seine Struktur komme ich noch zurück.

Die Art, wie sich der innere Gedächtnisraum bildet, möchte ich mit der Bewegung eines Pendels vergleichen. Die Bewegungsenergie, die das Pendel hin und her treibt, entspricht der Arbeit, die ich aufbringen muss, um die quasi-visuelle Darstellung der Bretter zu erzeugen. Wenn ich zu einem neuen Brett

übergehe, ist es, als gäbe ich dem Pendel einen weiteren Stoß. Je länger ich damit beschäftigt bin, desto kleiner werden die Ausschläge des Pendels, und wenn alles gut geht, bleibt es irgendwann über dem jeweiligen Brett stehen und »rastet ein«. Das passiert ungefähr um den achten Zug herum. Wenn alle Bretter auf diese Weise »eingerastet« sind, ist der innere Gedächtnisraum stabil. Dann kann ich mich auf ihn verlassen und entspanne mich. Ist dieser Zustand erreicht, fällt es mir wieder leichter, meine Aufmerksamkeit der Außenwelt zuzuwenden, mit Kontrahenten zu reden oder mit Zuschauern, sogar ein Fernsehinterview zu geben, wie ich es während des Weltrekords getan habe.

Wenn ich den Gedächtnisraum wieder betrete, das heißt meine Aufmerksamkeit wieder auf eines der Bretter richte, finde ich es unverändert, alle Figuren stehen zuverlässig auf ihrem Platz. Gibt es Probleme – wie den Kaffeenebel, den ich im letzten Kapitel beschrieben habe –, bin ich in der Lage, die Stellung auf dem jeweiligen inneren Brett mit dem Verlauf der Partie in meinem Schachgedächtnis abzugleichen und gegebenenfalls zu korrigieren.

In einem Interview mit dem Newsletter der *International Research Association for Talent Development and Excellence*, einem Zusammenschluss von Talentforschern, habe ich den inneren Gedächtnisraum auch mit einer zweiten Ebene verglichen, zu der ich jederzeit wechseln kann. Jeder zusätzliche Eindruck, sei es von außen (das Gesicht des Gegenspielers, seine Worte etc.) oder von innen (nachdenken über eine bestimmte Partie), hilft mir dabei, diese Ebene aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

Ich beschreibe hier den Idealzustand, den ich nicht immer vollständig erreiche. Bei einigen Blindvorstellungen blieb der innere Gedächtnisraum über die Dauer der Partien hinweg instabil, das Pendel stand nie ganz still. Dann wird das Blindspielen zu einer Konzentrations-Qual. Wenn die Pendel jedoch still stehen, genieße ich es, mich im Gedächtnisraum »aufzuhalten«. Es ist ein wunderschöner Zustand, ich sehe mich einem perfekten Gebilde gegenüber, das mir dient und mit dem ich mich wohl fühle. Wenn ein neuer Zug angesagt wird, fügt er sich mühelos in die vorhandene Struktur ein, die Partien fließen angenehm, ich fühle mich konzentriert, aber nicht verkrampft. Es scheint mir dann, als gäbe es gar keine Beschränkung für die mögliche Anzahl der Bretter, denn die Beschränkung liegt nicht in diesem Fluss, sondern in der Anfangsphase, wenn die Pendel erst noch zu zähmen sind. Und natürlich in der Gesamtdauer einer Blindsimultan-Veranstaltung.

Nun zur inneren Struktur des Gedächtnisraums. Darin sind die Bretter und Figuren keineswegs »fotografisch« dargestellt – mit der Farbe des Holzes oder eines bestimmten Typs von Figuren – sondern abstrakt, als zweidimensionale

Strukturen, in denen die Figuren nur noch als Punkte übrig bleiben, die quasi-visuell nicht zu unterscheiden sind. Ich »sehe« also nicht, welche Figur der König ist, sondern weiß es einfach, diese Information ist den Punkten einfach mitgegeben. Früher »sah« ich das Brett, oder besser: stellte es mir vor, mit schwarzen und gelben Quadraten, inzwischen fehlt diese visuelle Qualität. Auf *blindfoldchess.net* erläutert Hearst, dass meine abstrakte Art von Visualisierung dem entspricht, was auch viele andere erfahrene Blindschach-Spieler in der Vergangenheit berichteten. Die Energie, oder die Kapazität, die das Gehirn dafür benötigen würde, realistische Bilder zu produzieren, fließt offenbar statt dessen in eine Form von unbewusster, kodifizierter Informationsverarbeitung.

Wenn ich mich nun für einen Zug entschieden und ihn verkündet oder in die Tastatur eines Computers eingetippt habe, wirkt oft das Gesicht des Gegners oder sein Name als Auslöser, um das nächste Schachbrett mühelos vor meinem inneren Auge erscheinen zu lassen. Jede Partie hat für mich also in einem ganz wörtlichen Sinne ein »Gesicht«.

Es ist, als wären alle Schachbretter auf ein großes Rad montiert, das sich hinter einem Vorhang dreht. Nur dort, wo das unterste Brett zu stehen kommt, wird ein Loch in den Vorhang geschnitten. Ich »sehe« also stets nur ein Brett zur gleichen Zeit, der Wechsel erfolgt nach Bedarf. Wenn Partien beendet sind, verschwinden sie nicht aus meinem Gedächtnisraum – in diesem Fall könnte ich mich später ja nicht mehr an sie erinnern –, sondern verbleiben dort als beendet. Ich stelle fest, dass sich hinter der Sichtblende, im hufeisenförmig angeordneten Rund der Gegner, niemand mehr befindet, und schon dreht sich das Gedächtnisrad weiter zum nächsten Brett …

Die Buchveröffentlichung findet am 24. Juni 2012 in Potsdam statt.
Vorbestellungen sind ab sofort möglich:

Exzelsior Verlag · 10999 Berlin · Leuschnerdamm 31
Tel.: (030) 610 76 285 · Fax: (030) 610 76 286
E-Mail: info@exzelsior.de